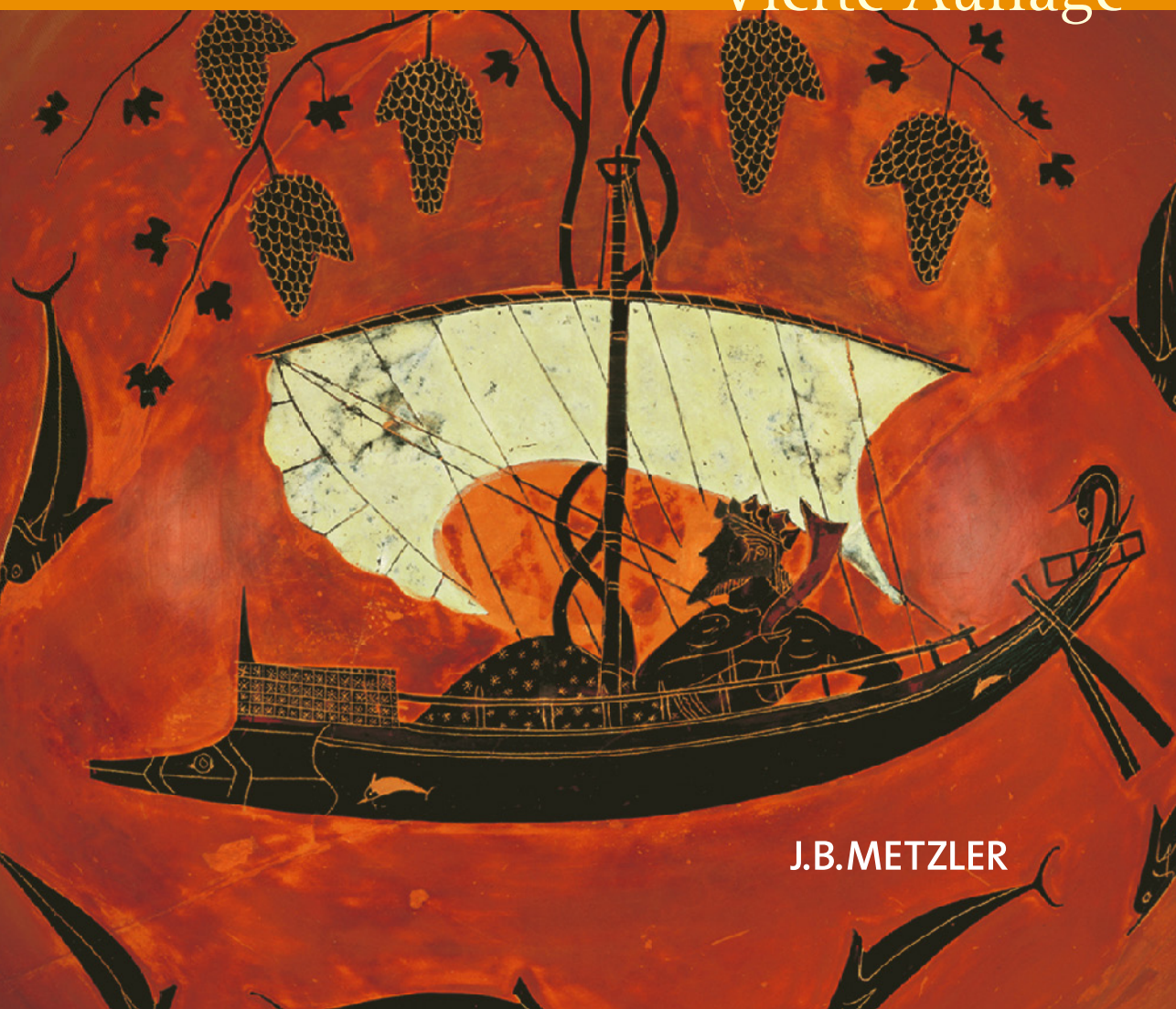


Christoph Helfferich

Geschichte der Philosophie

Vierte Auflage



J.B.METZLER



J.B.METZLER

Christoph Helferich

Geschichte der Philosophie

Von den Anfängen bis zur Gegenwart
und
Östliches Denken

Vierte, erweiterte Auflage

Mit einem Beitrag von Peter Christian Lang

Verlag J.B. Metzler
Stuttgart · Weimar

Meinen Kindern Nicola, Federica und Giacomo

Zum Autor:

Christoph Helferich studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie und lebt heute als Philosoph und Psychotherapeut in Florenz.

Peter Christian Lang, der Verfasser des Kapitels »Lebendige Philosophie« (S. 437 ff.), studierte Philosophie und Germanistik und war langjähriger Dozent an der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt; er lebt als Journalist und Autor in Frankfurt a. M.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

ISBN 978-3-476-02426-8
ISBN 978-3-476-00760-5 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-476-00760-5

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2012 Springer-Verlag GmbH Deutschland
Ursprünglich erschienen bei J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung
und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH in Stuttgart 2012

www.metzlerverlag.de
info@metzlerverlag.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort IX

Die Philosophie der Antike

- Die Anfänge der griechischen Philosophie 1
- Der Mensch als neues Problem: Sokrates und die Sophisten 13
- Die Ausprägung der klassischen griechischen Philosophie 23
- Die philosophischen Schulen im Zeitalter des Hellenismus 52
- Der Neuplatonismus, die Philosophie der heidnischen
Spätantike 61

Die Philosophie des christlichen Mittelalters

- Philosophie und Theologie in der Spätantike 67
- Die Spannung zwischen Glaube und Vernunft in der Scholastik 82

Humanismus, Reformation und die Umwälzung des Wissens von der Natur

- »Rinascita«, Wiedergeburt der Antike im italienischen Humanismus 113
- Reformation der Kirche oder Reich Gottes auf Erden
oder »Geist des Kapitalismus«? 118
- Träumende Vernunft, männliche Vernunft, private Vernunft 124
- Die Erde ist gar nicht Mittelpunkt der Welt! Über die Umwälzung von
Weltbildern durch wissenschaftliche Revolutionen 132
- Die faustische Renaissance 142
- »Knowledge is Power«! Francis Bacon und die Royal Society of London
for Improving Natural Knowledge 147

Die Philosophie der neuen, der bürgerlichen Zeit

- Neuzeit – was heißt das? 153
- Die großen Systeme der konstruierenden Vernunft
und ihre Kritiker Pascal und Vico 155
- Der englische Empirismus – Philosophie der Erfahrung und des »gesunden«,
d. h. bürgerlichen Menschenverstandes 181
- Die Aufklärung – eine gesamteuropäische Bewegung 198
- Die Abenteuer der Vernunft im deutschen Idealismus 237

Das neunzehnte Jahrhundert: Philosophie in der Maschinenwelt

- Fortschritt-Stichwort zur Zeit 285
- Der »alte Positivismus« in Frankreich, England und Deutschland 288
- Die kritisch träumende Vernunft der (utopischen) (Früh-)Sozialisten 295
- Vormärz – es gärt in Deutschland: Die Hegelschule spaltet sich,
Ludwig Feuerbach will den »ganzen Menschen« 300
- Begreifen der Praxis – Karl Marx und Friedrich Engels 306
- Einspruch der Anarchisten 326
- Drei Einzelgänger 329
- Exakte Naturwissenschaften, geschichtliche Welt, der handelnde Mensch,
Reform der Dialektik – Themen der Universitätsphilosophie um 1900 348

Die Philosophie unserer Zeit

- Albert Einstein, Sigmund Freud, Wassily Kandinsky, drei Namen für die
Erweiterung und Verrätselung der Wirklichkeit im 20. Jahrhundert 363
- »Linguistic turn«, d. h. die Wendung zur Sprache in der modernen Philosophie
englischer Prägung 371
- Formen des Marxismus 379
- Existenz als Thema 389
- Erkenntnis wird »Bekenntnis«, »völkische Weltanschauung« oder »Seelenmystik«
im Faschismus 398
- Themen und Stile des Denkens in einer geteilten Welt 405

Lebendige Philosophie:

Debatten und Kontroversen der 1970er und 1980er Jahre

(von Peter Christian Lang)

- Eine neue Generation tritt auf 437
- Positionen der praktischen Philosophie und Ethik 440
- Positionen der Ästhetik 453

Auf dem Weg in ein neues Jahrhundert

- Eine positive Bilanz 473
- Analytische und postanalytische Philosophie 475
- Ethik im Spannungsfeld von Begründung und Anwendung 483
- Drei aktuelle Themen: Freiheit des Willens, Virtuelle Realität,
Renaissance der Gefühle 499
- Philosophie als Lebensform 516

Wegweiser in die Philosophie des Ostens

- Ost und West 525
- Indien: Das Abenteuer der Suche nach dem Selbst 528
- Indien: Nirvaṇa – »Verwehen« 537
- China: Yin und Yang, »einander entgegengesetzt, einander ergänzend«. 552
- Japan: In den Gärten des Zen 573
- »Orthaft, ortlos«: Interkulturelles Philosophieren 580

Anhang

Anmerkungen	591
Einführende Bibliographie	607
Personenregister	608
Sachregister	614
Bildquellen	619

Vorwort

Auf den ersten Blick mag die Geschichte der Philosophie wie ein Labyrinth erscheinen, so viele Gestalten hat sie in ihrem Verlauf hervorgebracht und so fremdartig mag die Sprache wirken, die diese sprechen. Man sollte sich davon jedoch keinesfalls beirren lassen. Denn sehr schnell wird man die Erfahrung machen, dass diese scheinbar verwirrende Vielfalt in Wirklichkeit ein großes Angebot ist. Das Angebot, teilzunehmen an dem spannenden Versuch, Antworten zu finden auf Lebensfragen, wie sie andere Zeiten sich gestellt haben und wie unsere Zeit sie stellt. Die Geschichte der Philosophie ist die gespeicherte Erfahrung dieser Versuche. Und man wird sehr schnell spüren, dass man in der Auseinandersetzung mit ihnen nicht derselbe bleibt. Denn gerade der Abstand zur Gegenwart, den man dadurch gewinnt, bietet die Chance, sich selbst und die eigene Zeit in einem neuen Licht zu sehen. Indem so viele Denk- und Verhaltensgewohnheiten, das scheinbar Normalste plötzlich fragwürdig werden, eröffnet die Geschichte der Philosophie einen neuen Raum. Sie schafft Luft, kritische Distanz, neben dem Willen dazu die vielleicht wichtigste Voraussetzung von Freiheit.

In ihrem Aufbau, der Epochengliederung und der Auswahl der repräsentativen Namen folgt die vorliegende Darstellung einer überlieferten Form von Philosophiegeschichtsschreibung. Mit voller Absicht, denn sie ist für einen breiten Kreis von Lesern gedacht, die einen Zugang zur Philosophie gewinnen wollen über ihre geschichtliche Gestalt. Wohl aber habe ich versucht, in der Darbietung selbst das Bewusstsein wachzuhalten, dass diese überlieferte Form, ihr Bestand und die Art seiner Gliederung nichts Selbstverständliches ist. Die Frage z.B., ob das östliche Denken überhaupt in den Zusammenhang einer Geschichte der Philosophie hineingehört, zeigt das nur besonders deutlich. Es ist außerdem klar, dass sowohl bei den Epochen als auch den einzelnen Philosophen selbst immer eine Auswahl getroffen werden musste. Mein Ziel war dabei, die Schwerpunkte so zu setzen, dass jeweils ein möglichst breites und interessantes Spektrum von philosophischen und geschichtlichen Fragestellungen, Problemen und Perspektiven zur Sprache kommt, von denen jeder einzelne Aspekt im Idealfall geeignet ist, zum Nachdenken über bestimmte grundlegende Sachverhalte anzuregen. Denn meist hat die Philosophie ihre Fragen beim ersten Auftauchen bereits so klar und zugespitzt gestellt, dass die Auseinandersetzung mit diesen klassischen Formulierungen für den Anfänger den größten Erkenntnisgewinn verspricht. Das ist der entscheidende Vorteil der Geschichte der Philosophie. Und wenn einige ihrer Probleme und Denkformen heute nicht mehr oder so nicht mehr da sind oder dazusein scheinen – umso mehr Anlass, stutzig zu werden, umso mehr Anlass zur Verwunderung. Womit, nach einem alten Wort des Aristoteles, die Philosophie beginnt.

Es liegt in der Natur der Sache, dass alle bedeutenden Philosophen große Meister der Sprache und oft sogar Sprachschöpfer gewesen sind. Gegenüber der gefährlichen Sorglosigkeit, die in unserer Zeit im Umgang mit der Sprache herrscht, ist diese Aufmerksamkeit der Philosophie auf die Sprache vielleicht wichtiger als je zuvor. Dabei hat sie auch eine eigene Sprache entwickelt, in der sie ihre Probleme behandelt. Hält man sich die Entwicklung anderer Wissenschaften vor Augen, so ist das eigentlich selbstverständlich. Aber gerade diese besondere philosophische Terminologie ist es, die von dem Laien häufig als Barriere empfunden wird. Ich habe versucht, beiden Ansprüchen zu genügen, d.h. die Anzahl der Fachwörter begrenzt zu halten und diese so zu erklären bzw. zu übersetzen, dass sie verständlich sind. Andererseits aber die Fachwörter, wo es sinnvoll und notwendig ist, auch wirklich einzubringen, denn die Bekanntschaft mit ihnen, das Sachwissen, gehört zur Sache hinzu. Darüber hinaus sind die Schriften der Philosophen reich an manchmal komischen und amüsanten, oft aber auch wunderbar dichten und bildkräftigen Formulierungen. Diese Seite der Philosophie, der Umgang mit ihren gelungenen sprachlichen Bildern, hat mir bei der Arbeit an diesem Buch besondere Freude bereitet; ich wünsche mir, dass sie sich auf die Leser überträgt.

Bleibt noch die angenehme Aufgabe, allen zu danken, die mir geholfen haben, indem sie Teile gelesen und mit mir besprochen haben. Mein besonderer Dank gilt dem J.B. Metzler Verlag und seinem Lektor Bernd Lutz, mit dessen »altem Plan« alles anfang. Soviel Dank Nicola, dass sie mich so oft so nachsichtig »an den Büchern« gelassen hat und auch nicht, zum Glück.

Florenz, im März 1985

Christoph Helferich

Vorwort zur zweiten Auflage

Die Zustimmung, die das Buch in der Kritik der Fachwelt erhielt, und die Aufnahme, die es in einer breiten Leserschaft bis in die Praxis des Philosophieunterrichts selbst hinein erfuhr, haben mir große Freude bereitet. Sie bestätigen, dass Auswahlprinzip, Themenfassung und Darstellungsweise insgesamt als gelungen betrachtet werden dürfen. Dass dabei manchem Kritiker dieser oder jener Autor bzw. die von ihm vertretene Richtung als zu kurz gekommen scheint, kann in diesem Zusammenhang eigentlich nicht verwundern. Es verweist aber auf das Risiko, dem das Unternehmen einer Geschichte der Philosophie nach wie vor ausgesetzt bleibt.

Die vorliegende zweite Auflage wurde um einige Beiträge zur italienischen Philosophiegeschichte erweitert, die für eine italienische Ausgabe des Werkes geschrieben wurden; die Hineinnahme dieser interessanten Linie vermag nicht zuletzt den gesamteuropäischen Charakter der philosophiegeschichtlichen Tradition zu unterstreichen. Weitere Veränderungen und Ergänzungen betreffen vor allem die Philosophie unseres Jahrhunderts, wobei ja noch gar nicht abzusehen ist, welche tiefgreifenden Wandlungen die allgemeine Entwicklung – Stichwort 9. November '89 – auch für das Denken nach sich ziehen wird. Die Überarbeitung dieses Kapitels wurde von Peter Christian Lang vorgenommen, der auch, ausgehend von der Entwicklung in Deutschland, in einem eigens für diese Ausgabe verfassten Beitrag die Diskussion der Gegenwartsphilosophie weiterführt,

was auch dieser zweiten Auflage unverminderte Aktualität sichert. Sie erscheint in einem neuen graphischen Gewand, welches die Lesbarkeit erleichtert; darüber hinaus wurden das Bildmaterial vermehrt und eine einführende Bibliographie erstellt, die dem Leser eine rasche Orientierung erlaubt.

Florenz, im April 1991

Christoph Helferich

Vorwort zur vierten Auflage

In ihrer erweiterten Fassung versucht die vorliegende vierte Auflage, den Leser unmittelbar an die Philosophie der Gegenwart heranzuführen. Dazu wurde in einem neuen, über fünfzigseitigen Kapitel *Auf dem Weg in eine neues Jahrhundert* eine Reihe von Themen und Schwerpunkten ausgewählt, welche diese aktuelle Entwicklung in besonderer Weise repräsentieren. Dabei bin ich zuversichtlich, dass das Risiko der Beschränkung, das solch eine Auswahl mit sich bringt, mehr als ausgeglichen wird durch die Vielfalt der Wege und die erstaunliche Kreativität, die im Denken der Gegenwart zum Ausdruck kommt. Der Leser wird diese kreative Spannung, der ungeheuren Komplexität und Widersprüchlichkeit unserer Zeit gedanklich gerecht zu werden, unmittelbar spüren; die Philosophie der Menschenrechte, mit der unser Überblick in einem weiteren neuen Kapitel zum *Interkulturellen Philosophieren* schließt, ist dafür nur ein besonders sensibler Prüfstein. Produktiv und kreativ lädt die Philosophie der Gegenwart zum Mitdenken und Selbstdenken ein und führt damit jene bereichernde Erfahrung fort, die seit jeher den Kern der Philosophie ausmacht.

Mein Dank gilt allen, die mir bei der Arbeit an dieser Neuauflage hilfreich beiseite standen, besonders meinen alten Freunden Peter Christian Lang, Thomas Brysch, Hanns-Eckart Reith und Hermann Dorowin. Großen Dank auch dem Lektor des Metzler-Verlags, Oliver Schütze, für seine kompetente und geduldige Unterstützung.

Diese vierte Auflage ist meinen Kindern Nicola, Federica und Giacomo gewidmet.

Florenz, den 11. Juli 2012

Christoph Helferich

Die Philosophie der Antike

Die Anfänge der griechischen Philosophie

Geburt der Philosophie

Geburt der Philosophie – darf man sie mit der Geburt eines Menschen vergleichen? Vielleicht insofern, als bei beiden gleich schwer auszumachen ist, wann eigentlich das Leben anfängt. Sicher ist der erste Schrei, der erste Atemzug ein entscheidendes Ereignis: ein Kind kommt »auf die Welt«. Es lebt jetzt – aber hat sein Herz nicht schon lange geschlagen? Und wie lange wird es noch in ganz anderen Kinder-Welten leben? Und als Erwachsener, wie viel hat dieser Mensch schon wieder verloren, wovon er oft gar nichts weiß oder dem er nachtrauert oder das er beiseiteschiebt in den Entwürfen, die er sich behelfsweise macht? Wir wollen den Vergleich nicht allzu sehr ausweiten. Vielleicht kann er zeigen, wie fragwürdig-merkwürdig, komisch manchmal und ernst zugleich das ist, was wir »Geschichte der Philosophie« nennen und worum es dabei geht. Immer schon schien in diesem Zusammenhang die Frage nach dem Ursprung ein hoffnungsvoller Weg, Klarheit über die Sache selbst zu erlangen. Aber je mehr der Ursprung sich im Dunkeln verliert, umso deutlicher zeigt sich, dass der Fragende selbst die Antwort geben muss! Ja, man kann sagen: wann und wo der Anfang der Philosophie gesehen wird, gibt weniger Auskunft über die Philosophie als über die Art und Weise, wie eine spätere Zeit sich selbst sieht. Dieser Pendelbezug, dieses nicht auflösbare Spannungs- oder Spiegelverhältnis zwischen Gegenwart und Vergangenheit gehört zum Menschen als einem geschichtlichen Wesen, das in seiner Geschichte Orientierung sucht über sich selbst.

Problem des Ursprungs

Das Wort Geburt meint: etwas Neues. Gemäß einer langen Übereinkunft beginnt dieses Neue im griechischen Kulturraum des sechsten und fünften Jahrhunderts v. Chr. Dieser Kulturraum wurde schon im Altertum *Magna Graecia* genannt; Großgriechenland deshalb, weil er außer dem Mutterland auch die von den Griechen besiedelten Teile Kleinasiens sowie Unteritalien und Sizilien umfasst. *Ilias* und *Odysee*, die beiden großen epischen Dichtungen Homers, geben ein anschauliches Bild von den Lebensformen und der Vorstellungswelt der griechischen Adelsgesellschaft um 800 v. Chr. In den folgenden Jahrhunderten nun haben sich hier einschneidende Veränderungen ergeben. Im Zuge zum Teil heftiger Krisen haben sie zu einer tiefgreifenden Umwälzung sowohl der Lebensformen als auch der Vorstellungswelt geführt. Modellartig vereinfacht, kann man den Ausgangs- und (vorläufigen) Endpunkt dieser Entwicklung gegenüberstellen im Bild zweier Architekturen: dem Palast des Gottkönigs und dem öffentlichen

Adelswelt und neue Lebensformen

Die Polis

Platz eines griechischen Stadtstaates. Der Palast des Gottkönigs, wie wir ihn z. B. in Mykene finden, ist Mittelpunkt der alten, gleichsam orientalischen Lebenswelt. Wirtschaftliche, religiöse und militärische Macht sind in der Person des Herrschers vereinigt. Durch seine Mittlerstellung zwischen Göttern und Menschen garantiert er im kultischen Ritual- etwa der feierlichen Aussaat im Frühjahr – den Bestand der Gemeinschaft. Dieser Typus von Königtum sowie die nachfolgende Adelsgesellschaft der homerischen Welt verschwinden im Laufe der griechischen Geschichte und machen einer neuen Lebensform Platz, dem Stadtstaat oder der *pólis*. Ihr Zentrum ist der öffentliche Platz (*agorá*). In einer der Idee nach gleichberechtigten Teilnahme aller Vollbürger werden hier alle gemeinsamen Angelegenheiten zum Gegenstand der gemeinsamen Erörterung und Entscheidung – ein beständiges Ausbalancieren der Macht also, wobei der Rede als dem öffentlich gesprochenen Wort eine große Bedeutung zukommt. Diese Form der Polis ist eine wirkliche geschichtliche Neuschöpfung der Griechen. Sie hat ihr Bewusstsein so tief geprägt, dass einer ihrer größten Philosophen, Aristoteles, den Menschen definiert hat als *zoon politikón*, als politisches, d. h. gemeinschaftlich lebendes Lebewesen oder direkter: als Polis-Tier.

Städtische Lebenswelt und rationales Denken

Wenn wir unseren eingangs angestellten Vergleich noch einmal aufgreifen, so ist klar, dass der Charakter eines Menschen immer das Ergebnis vielfältiger Einflüsse ist, die im Einzelnen oft kaum mehr ausgemacht werden können. Und doch bildet er sich nicht im luftleeren Raum, sondern entstammt einer konkreten geschichtlich-gesellschaftlichen Umgebung, einem bestimmten Milieu. Ebenso schwer ist es, den geschichtlichen Wechselbezug geistiger Gebilde oder Entwicklungen eindeutig her- oder gar abzuleiten. Wobei eine wesentliche Aufgabe von Erkenntnis gerade darin besteht, dies möglichst umsichtig zu tun! Bei all diesen Vorbehalten hat man zu Recht, was den Gesamtrahmen betrifft, die Geburt der Philosophie und die Entstehung der Stadt in einen engen Zusammenhang gebracht. Ein Zusammenhang, der »so deutlich [ist], daß wir nicht umhin können, die Ursprünge des rationalen Denkens in den für die griechische Stadt bezeichnenden geistigen und sozialen Strukturen zu suchen«. [1] Und wie das System der Polis erst durch einen langen und mühevollen Weg seine endgültige Form fand, so auch das rationale Denken.

Philosophie und Mythos

Nehmen wir diese Gleichsetzung von Philosophie und rationalem Denken einmal vorläufig auf. Was ist damit gemeint? Vielleicht lässt es sich am ehesten in Abgrenzung von seinem Gegenteil fassen. Geschichtlich hat sich die Philosophie entwickelt in Konkurrenz zum Mythos. Mythos bedeutet eigentlich »Wort«, »Rede« und weiter »Sage«, »Erzählung«. Der Mythos kennt keinen Verfasser; er wird weitergegeben von Geschlecht zu Geschlecht. Er gilt als unbedingte, namenlose, selbstverständliche Autorität. Als Kosmogonie (Lehre von der Entstehung der Welt) entwirft er eine Gesamtdeutung der Welt. Als einzelne Sage erklärt er bestimmte Erscheinungen der Natur und des Lebens überhaupt. So etwa Werden und Vergehen im Kreislauf des Jahres im ägyptischen Mythos von Isis und ihrem Bruder Osiris, der alljährlich stirbt und wieder zum Leben erwacht; so etwa in der biblischen Erzählung von Paradies und Sündenfall, der tiefen Deutung des Zusammenhangs von Selbstbewusstsein und Schuld. In allen Fällen ist wesentlich, dass Göttliches, Menschliches und Natur nie grundsätzlich getrennt werden. Wie im Traumerlebnis bleiben die Übergänge fließend, denn der Kosmos (wörtlich: Ordnung) wird immer als ein Ganzes, als Einheit wirkender Kräfte aufgefasst. Die Welt des griechischen Mythos ist in den Epen Homers ausgebreitet und überliefert. Dabei stellt ihre schriftliche Fixierung im sechsten Jahrhundert bereits einen

entscheidenden Schritt zum Untergang des Mythos als lebendiger Denkform dar (ein Vorgang, vergleichbar dem Sammeln und Drucken der Volksmärchen durch die Brüder Grimm Anfang des letzten Jahrhunderts). Wichtig neben *Ilias* und *Odyssee*, die als Grundbücher der Griechen zu betrachten sind, wurde die *Theogonie* des Dichters Hesiod, der um 700 lebte. Als ein Beispiel für mythologisches Denken sei hier der Anfang von Hesiods *Theogonie* angeführt, der Lehre von der Entstehung und Abstammung der Götter. Man beachte dabei, dass hier die Gottheit von dem Naturelement, in dem sie haust, gedanklich noch gar nicht unterschieden wird: »Zuerst von allem entstand das Chaos, dann aber die breitbrüstige Gaia [die Erde und – untrennbar von ihr – die Erdgöttin], der ewig feste Halt für alle Dinge, und der dunkle Tartaros im Innern der breitstraßigen Erde, und Eros, der schönste unter den unsterblichen Göttern, er, der, gliederlösend, in allen Göttern und Menschen den klaren Verstand und vernünftigen Willen in der Brust überwältigt. Aus dem Chaos aber wurde Erebos und die schwarze Nacht geboren, von der Nacht dann Äther und Hemera [der Tag und die Gottheit des Tages], die sie gebar, nachdem sie sich dem Erebos in Liebe vermählt hatte. Gaia aber gebar zuerst, gleich ihr selber, den gestirnten Uranos [Himmel und Himmels-gott], damit er sie ganz umhüllte, auf daß er für immer den seligen Göttern ein sicherer Wohnsitz wäre. Sie gebar auch die gewaltigen Berge, die lieblichen Behausungen der Götter. Sie gebar auch das unfruchtbare Meer, das im Wogenschwoll daherbraust, den Pontos, doch ohne sehnsucherweckende Liebe. Und endlich gebar sie, nachdem sie sich mit Uranos vermählt hatte, den tiefstrudeligen Okeanos.« [2] Nichts wäre nun falscher, als den Mythos als »irrational« zu bezeichnen. Denn das mythische Denken hat seine eigene Vernunft. Es ist eine einheitliche, in sich stimmige Bewusstseins- oder Denkform mit bestimmt ausgeprägten, charakteristischen Zügen [3]. Nennen wir es einfach ein »anderes« Denken, von dem wir heute wie durch Welten getrennt – scheinen (in unserem Jahrhundert hat die von C. G. Jung begründete Tiefenpsychologie die mythischen Urbilder erforscht, die in unserem Unterbewusstsein wirken). Die Geburt der Philosophie lässt sich so genauer fassen als allmähliches Überwinden, Verdrängen oder Ersetzen des Mythos durch eine andere Denkform. Dabei ist klar, dass dieser Prozess viele Zwischenstufen einnimmt, in denen sich Altes und Neues fast ununterscheidbar mischt.

Seine Träger sind die »ersten Philosophen«. Die Anführungszeichen, in denen dieser Ausdruck hier steht, verweisen auf ein Problem. In der Philosophiegeschichte werden diese Männer des 6. und 5. Jahrhunderts nämlich üblicherweise Vorsokratiker genannt, d. h. Denker, die vor Sokrates gelebt haben. In dieser scheinbar rein zeitlichen Bezeichnung – sie ist übrigens unkorrekt – steckt aber ursprünglich eine (Ab-)Wertung, denn ihr zufolge sind es (nur) Vorläufer. Die »eigentliche« Philosophie beginnt dieser Sichtweise zufolge erst mit Sokrates, um in Platon und Aristoteles ihren Höhepunkt zu finden. Demgegenüber gab es immer wieder den Versuch, im Denken gerade der Vorsokratiker ein viel ursprünglicheres, reineres Licht zu sehen – so nannte z. B. der italienische Philosoph Giorgio Colli im Vergleich zur Tiefe dieses Denkens die sog. klassische Form der Philosophie bei Platon eine »Verfallserscheinung« [4]. Wir können diese gegensätzlichen Wertungen hier nur erwähnen. Wir wollen aber möglichst vermeiden, diese Männer in einer Rolle als Vorläufer aufgehen zu lassen, denn die Vorläufer-Sichtweise ist vielleicht eine der gefährlichsten Versuchungen der Philosophiegeschichte. So sprechen wir im Folgenden von den »ersten Philosophen« oder noch besser von den »Weisen«, wie sie schon im Altertum genannt wurden.

Theogonie als Beispiel

*Die »ersten Philosophen«
oder »Weisen«*

Vielleicht ist dieses etwas ehrfürchtige und zugleich altertümelnde Wort am besten geeignet, ihren eigenartigen Charakter zu fassen.

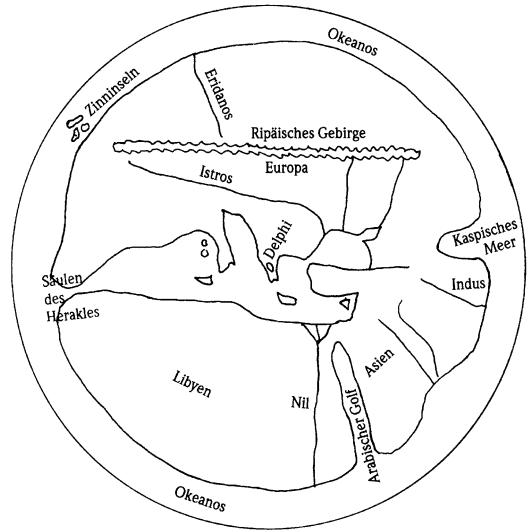
Schwierige Textsituation

Was fern und erhaben dasteht, ist kaum zu sehen! Ermöglicht wurde die so unterschiedliche Wertung der ersten Philosophen nicht zuletzt durch die sog. Quellenlage, d. h. die Verfassung der Texte – der geschichtlichen Quellen unseres Wissens –, in denen ihr Denken überliefert ist. Genauer sollte man sagen: nicht überliefert ist, denn kein einziges Werk dieser Weisen ist vollständig bewahrt. Erhalten blieb ein »chaotischer Haufen« (so der Forscher W. Capelle) verstreuter Fragmente bzw. Zitate, welche die Gelehrten in oft lebenslanger mühevoller Arbeit gesammelt und zu ordnen versucht haben. Hinzu kommen die Nachrichten über ihr Leben und ihre Ansichten in den Schriften späterer Autoren. Aristoteles hat dabei eine Schlüsselfunktion, denn er entwickelte als erster das Prinzip, vor der Darlegung der eigenen Position die Meinungen seiner Vorgänger zu diskutieren. In seiner Schule bildete sich auch der Zweig der sog. Doxographie heraus, d. h. der systematischen Sammlung der Meinungen (*dóxai*) früherer Philosophen zu einem bestimmten Problemkreis. Natürlich ist Aristoteles dabei immer von seinem Erkenntnisinteresse, von seinen Fragestellungen und seiner schon sehr viel abstrakteren Begrifflichkeit ausgegangen (im Entstehungsprozess der Philosophie hat sich auch die griechische Sprache rasch weiterentwickelt [→ S. 39]). So kam es, dass die Weisen lange Zeit ganz unbefangen durch die Brille des Aristoteles gesehen und interpretiert worden sind. Die folgenden Ausführungen stehen daher unter dem Vorbehalt, dass wir über all diese Denker nur zu wenig wissen. Da wir nur Fragmente – wörtlich: Knochensplitter – haben, können auch nur Splitter geboten werden, und da wir die wirklichen Zusammenhänge kaum kennen, muss die Aneinanderreihung der Gestalten ein bisschen wie eine Revue wirken. Die Geburt der Philosophie bleibt im Dunkeln.

Milet, Zentrum Großgriechenlands, Heimat von Thales, Anaximander und Anaximenes

Bedeutung Kleinasien

Die Ursprünge der neuen, sich allmählich vom Mythos entfernenden Denkweise liegen nicht im griechischen Mutterland, sondern in Kleinasien und Unteritalien. Man muss sich die *Magna Graecia* jener Zeit ganz allgemein als ein Ineinander vielfältigster Einflüsse und Beziehungen von Kulturen unterschiedlichster Prägung vorstellen; ein Blick allein auf die Haupthandelswege zeigt den Umfang des Austauschs auch mit den Hochkulturen des Orients. Und wie der Fernhandel bestimmte Kenntnisse etwa in der Seefahrt und Mathematik erfordert bzw. ihre Vervollkommnung vorantreibt, so bringt er außer den begehrten Luxusgütern auch kulturelle Techniken mit wie z. B. Schreiben auf Papyrus. Besonders begünstigt von dieser Entwicklung waren die Städte Kleinasien. Schon im 7. Jahrhundert wurde mit der ersten Münzprägung in Lydien eine geschichtlich neue Stufe der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Beziehungen eingeleitet, die sich rasch ausgebreitet hat. Zentrum dieses wirtschaftlichen und kulturellen Austauschs war die ionische Handelsstadt Milet, und hier ist auch die Heimat der drei Männer, die gemeinhin an den Anfang der griechischen Philosophie gesetzt werden: Thales, Anaximander und Anaximenes. Sie stehen für die sog. milesische Aufklärung – den Prozess einer Neuorientierung des Wissens in vielen Bereichen, der hier seinen Ausgang nahm. Berühmt ist in diesem Zusammenhang die griechische Medizin, deren Entwicklung zu sehr genauen Untersu-



chungen über den Bau und die Funktionsweise des menschlichen Körpers geführt hat.

Thales von Milet ist der älteste der *Sieben Weisen* – eine Reihe von herausragenden Persönlichkeiten, besonders auch Gesetzgebern. Seit Platon wurde ihre Zahl auf sieben beschränkt. Die geschichtliche Existenz des Thales darf als gesichert gelten (etwa 625–545), wenn sie auch früh von Legenden umrankt wurde. Er soll viele Länder bereist haben – u. a. auch Ägypten – und von diesen Reisen mathematische und astronomische Kenntnisse nach Griechenland gebracht haben (weit Umhergereistsein ist ein *tópos*, ein Gemeinplatz in den Biographien des Altertums; praktisch jeder bedeutende Mann musste im Lauf seines Lebens weit herumgekommen sein, weil »Wissen« hier noch mit dem Reichtum an konkreter Lebenserfahrung zusammenhängt). Schriften von Thales sind nicht bekannt. Im Gegensatz zu den früheren »Theologen« sah Aristoteles in Thales den ersten »Physiker« – was hier identisch ist mit »Philosoph« – weil er als erster nach einem Prinzip bzw. Grundelement aller Dinge gefragt habe. Diesen Urgrund oder Ursprung aller Dinge (gr. *arché*) habe Thales im Wasser gesehen.

Muss uns die Gestalt des Thales im Wesentlichen eine »Symbolfigur« für den Anfang der Philosophie bleiben [5], so sind wir über seinen jüngeren Zeitgenossen Anaximander etwas besser unterrichtet. Er verfertigte als erster eine Weltkarte aus Erz, die später durch Hekataios von Milet verbessert wurde. Die Erde ist hier Mittelpunkt des Kosmos. Seine Schrift, die später den Titel *Über die Natur* bekam, war noch nach Aristoteles erhalten. Es ist die erste uns bekannte Prosaschrift in griechischer Sprache – eine wichtige Tatsache, denn im Abrücken von der dichterischen Gestaltung der Theogonien drückt sich in der Prosa eine neue Grundhaltung aus. Das Denken verliert seine poetische Form; es wird sozusagen nüchterner. Aus Anaximanders Schrift ist ein einziges Fragment überliefert, das als ältestes Zeugnis der europäischen Philosophie gilt: »Woraus aber die Dinge ihre Entstehung haben, dahin geht auch ihr Vergehen nach der Notwendigkeit. Denn sie zahlen einander Strafe und Buße für ihre Ungerechtigkeit nach der Ordnung der Zeit.«

Das »Woraus«, die *arché* der Dinge, nannte Anaximander das *ápeiron*, das Grenzenlose und Unbestimmte/Unerfahrbare, aus dem alles Werden in unendli-

Eine attische Trinkschale, zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts. Sie zeigt Dionysos, der unerkannt auf das Schiff tyrrhenischer Seeräuber gelangt. Als sie ihn gefangennehmen wollen, treibt aus dem Mast ein Weinstock hervor – der Gott verwandelt sich in einen Löwen. Die Seeräuber springen in Panik ins Wasser und werden in Delphine verwandelt, die das Schiff umspielen.

Erdkarte des Hekataios (um 500 v. Chr.)

Thales und Anaximander

Anaximenes

cher Bewegung entsteht. Für Anaximenes (etwa 585–525), den dritten Weisen Milets, war dieses Urprinzip die Luft: »Wie unsere Seele, die aus Luft besteht, uns regiert, so umschließt auch Lufthauch den ganzen Kosmos.« Zugleich Urstoff und Urkraft, ist ihm die Luft das Prinzip, aus dem durch Verdünnung und Verdichtung, Erwärmung und Kälte der Kosmos entsteht und vergeht.

Neue Fragestellung
nach dem Kosmos

Es ist klar, dass das angemessene Verständnis dieser Fragmente nicht leicht ist. Sicher muss man Anaximanders »Grenzenloses« oder die »Luft« des Anaximenes noch im Sinne quasi-göttlicher Wesenheiten auffassen. Ferner haben sich diese Denker den Kosmos auch als abhängig vom oder identisch mit dem Wirken polarer Urkräfte vorgestellt (das Warme und das Kalte; Wasser und Erde; oder auch das Weibliche und das Männliche). In Beidem, der Annahme polarer Urkräfte wie auch einem Prinzip, das diese Ordnung zugleich darstellt und übersteigt, erinnern sie übrigens stark an den altchinesischen Taoismus [→ S. 564]. So gilt für die milesischen ersten Philosophen wie auch für die folgenden Weisen, dass bei ihnen sicher noch viele Elemente mythologisch-kosmologischer Vorstellungen wirksam sind. Worin liegt aber dann das Neue? Vielleicht weniger in den Antworten als in den Fragen. Das Neue kann ganz allgemein bestimmt werden als eine Verschiebung der Fragestellung, als »eine Verschiebung des Interesses von der Frage ›Von woher ist die Welt ins Dasein getreten?‹ zu den Frage ›Woraus ist sie gemacht?‹ [...] Nachdem sie meist als Schöpfungsprozeß aufgefaßt wurde, gelangt die Welt, wie sie sie verstehen, schrittweise dazu, sich selbst zu regulieren.« [6]

Mathematik und Erlösung bei den Pythagoreern

Pythagoras von Samos

$a^2 + b^2 = c^2$. Von Pythagoras dürfte im Laufe seiner Schulzeit wohl jeder schon einmal gehört haben, denn als *Satz des Pythagoras* wird ihm diese Formel zugeschrieben (die in ähnlicher Form damals allerdings auch in Indien und Babylon bekannt war). Wie bei Thales ist auch seine Gestalt kaum greifbar; die Lehre wurde lange Zeit nur mündlich weitergegeben, und die Legende hat ihr Übriges getan. Dennoch hat er als Begründer der Schule oder Sekte der Pythagoreer eine große Bedeutung für das frühe griechische Denken, da sich hier eine neue, mathematisch-symbolische Weltdeutung herausbildete. Dieser Weise wurde um 570 auf der Insel Samos geboren und ist wohl aus politischen Gründen nach Kroton in Unteritalien ausgewandert. Hier rief er eine Art Orden ins Leben, dessen Mitglieder – darunter auch bedeutende Philosophinnen – eine auf strengen Grundsätzen beruhende Lebensgemeinschaft bildeten. Denn im Mittelpunkt der pythagoreischen Lehre steht das Weiterleben der Seele, für deren Heil eine bewusste, auf Mäßigung ausgerichtete Lebensweise notwendig schien. Die Vorstellung einer persönlichen, unsterblichen Seele im Gegensatz zum Körper war den Griechen eigentlich fremd. Man nimmt daher an, dass hier sehr verschiedenartige Strömungen zusammengekommen sind. Die Orphik – eine nach dem mythischen Sänger Orpheus benannte religiöse Lehre aus Thrakien, welche die Seelenwanderung lehrte – hatte dabei wohl einen besonderen Einfluss. Das Neue bei den Pythagoreern ist die Bedeutung der Mathematik, genauer: der Zahlen-symbolik. Aristoteles fasst sie folgendermaßen zusammen: »In dieser Zeit [...] beschäftigten sich die sogenannten Pythagoreer als erste mit der Mathematik, bauten sie weiter aus und waren, da sie sich sehr mit ihr auseinandergesetzt hatten, der Meinung, dass in ihren Prinzipien die Prinzipien der Dinge gelegen

seien. Da nun von diesen Prinzipien die Zahlen von Natur aus das Erste sind, sie aber in diesen gerade viele Ähnlichkeiten mit dem Seienden und Entstehenden zu sehen vermeinten [...], weil sie also glaubten, alle anderen Dinge glichen ihrer ganzen Natur nach den Zahlen [...], nahmen sie an, dass die Elemente der Zahlen die Elemente aller Dinge seien und der gesamte Himmel sei Harmonie und Zahl.« [7] So gelten die heilige Zahl zehn und ihre Proportionen zugleich als Grundverhältnis des ganzen Kosmos, der sich aus fünf Gegensatzpaaren aufbaut (z. B. Ungerades Gerades; Männliches-Weibliches; Licht-Dunkel; Gutes-Schlechtes). Sehr bedeutsam wurden die Pythagoreer auch für die Entwicklung der Musik, indem es ihnen gelang, die Intervalle der Oktave in einfachen Zahlenverhältnissen exakt zu bestimmen (so entspricht der Oktave die Proportion 1:2, der Quinte die Proportion 2:3 und der Quarte die Proportion 3:4). Auch diese Proportionen der Musik wurden wieder tiefsinnig gedeutet; die Vorstellung der Sphärenharmonie – einer unhörbaren, durch die Bewegung der Planeten verursachten harmonischen Musik des Alls – stammt von den Pythagoreern. Ihr Denken kreist um die Ordnung des Kosmos. Die auf diese Ordnung gerichtete Betrachtung heißt bei ihnen »Theorie« (*theoría*; von *théa*, Schau, und *horán*, sehen). Es ist nun äußerst interessant, dass die *theoría* bei den Griechen ursprünglich eine Betrachtungsweise meint, in der sich der Myste – der Eingeweihte eines Geheimkultes, Mysterienkultes – mit dem leidenden, sterbenden und wieder auferstehenden Gott identisch erlebt [8]. Wissenschaftliches und religiöses Denken berühren sich hier also noch unmittelbar. Übrigens wurde der Versuch, aus dem Verhältnis von Zahlen auf Ähnlichkeiten, Entsprechungen im Kosmos zu stoßen und darauf eine Gesamtordnung zu begründen, in der Geschichte des Denkens bis über die Renaissance hinaus immer wieder unternommen und ist auch in der östlichen Philosophie weit verbreitet, eine Art magisch-spekulativer Unterstrom gegenüber dem Begriff von Theorie als reiner, nicht unmittelbar zweckgebundener philosophischer Erkenntnis, wie er mit Aristoteles lange Zeit verbindlich wurde.

Ursprüngliche Bedeutung von »Theorie«

»Heraustreten aus allen Konventionen«: Xenophanes

Im Vergleich zu den Pythagoreern verkörpert Xenophanes von Kolophon in Kleinasien (geboren um 570) gleichsam die andere, aufklärerische, mythenkritische Seite dieser Übergangszeit. Auch er hinterließ bei seinen Zeitgenossen einen bleibenden Eindruck. Xenophanes war Barde, also eine Art Sänger-Dichter; nach einem langen Wanderleben ließ er sich in Unteritalien nieder. Von ihm sind einige Fragmente erhalten, in denen sich eine radikale Kritik an der religiösen Vorstellungswelt seiner Zeit findet: »Wenn Kühe, Pferde oder Löwen Hände hätten und damit malen und Werke wie die Menschen schaffen könnten, dann würden die Pferde pferde-, die Kühe kuh-ähnliche Götterbilder malen und solche Gestalten schaffen, wie sie selber haben.« »Die Äthiopier stellen sich ihre Götter schwarz und stumpfnasig vor, die Thraker dagegen blauäugig und rothaarig.« [9] Xenophanes kritisiert die Vermenschlichung der Götter bei Homer und Hesiod bzw. im Volksglauben überhaupt. Mit diesem anthropomorphem, d. h. vermenschlichten Gottesbild lehnt er die wichtigste Voraussetzung des mythologischen Denkens ab. »Fabeln vergangener Zeit« sind ihm die Kämpfe der Titanen und Giganten und Kentauren des sagenhaften Altertums. Sehr selbstbewusst werden auch Grundwerte der griechischen Adelswelt verabschiedet: »Besser als die rohe Kraft von

Kritik des Mythos

Männern und Rossen ist *meine* Weisheit.« Worin liegt sie? Dem Volksglauben seiner Zeit gegenüber entwirft Xenophanes einen offensichtlich schon weitgehend nichtanschaulichen Gottesbegriff: »ein einziger Gott unter Göttern und Menschen der Größte, weder an Aussehen den Sterblichen ähnlich noch an Gedanken.« Das war damals sehr kühn, und Xenophanes war sich seiner Besonderheit auch bewusst. Für dieses »grenzenlose Heraustreten aus allen Konventionen« hat ihn Nietzsche gerühmt.

Heraklit von Ephesos

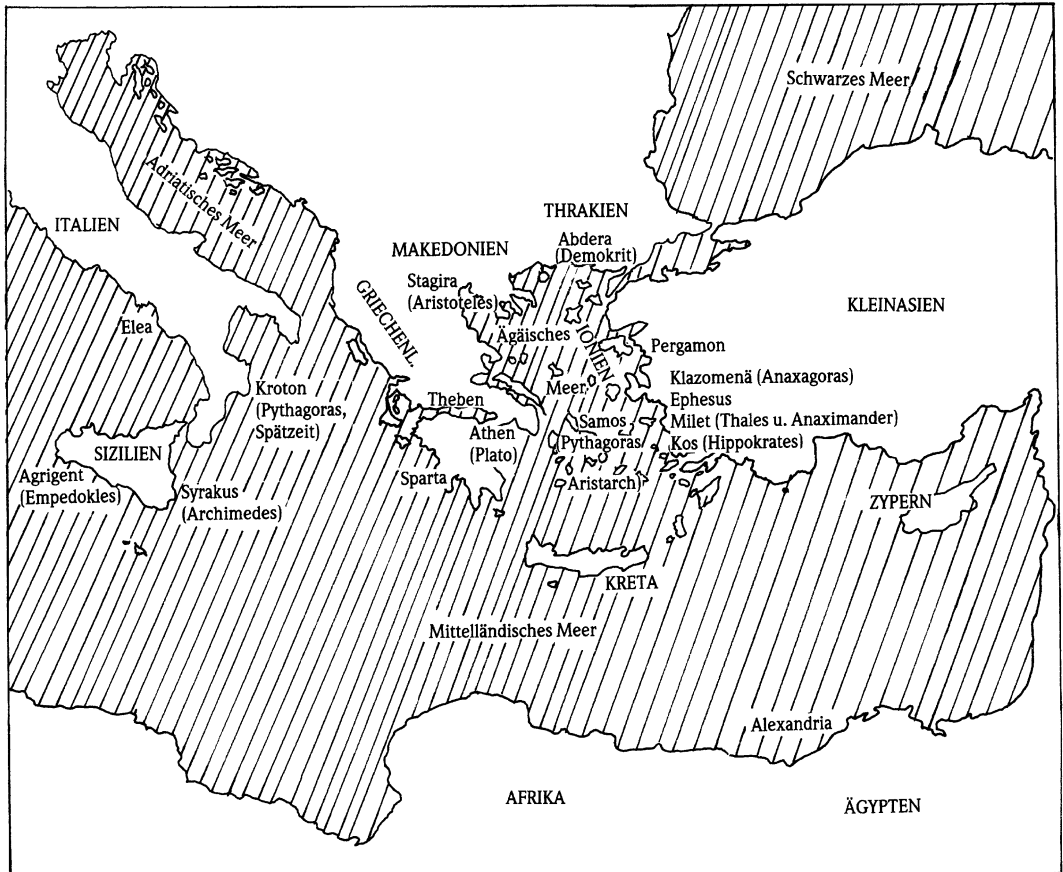
Aristokratisches Denken

Heraklit – einer der »Großen«, »Dunklen«. Er lebte etwa von 540 bis 475 und stammt aus einer Adelsfamilie, in der das Königtum erblich war; zu seiner Zeit allerdings schon auf die religiöse Funktion des Opferkönigtums beschränkt. Diese Herkunft war wohl für seine politische Haltung wie für sein Denken prägend. Ein überzeugter Aristokrat, verachtete er die demokratischen Umwälzungen in seiner Heimatstadt als pöbelhafte Gleichmacherei und gab den Ephesern den Rat, sie sollten sich Mann für Mann aufhängen. Es passt zu solch einem Ratsschlag, dass er als Einsiedler gestorben sein soll. *Alles geschieht nach dem Verhängnis. Die Natur liebt es, sich zu verbergen. Ich erforschte mich selbst.* – In ihrer knappen Schlichtheit wunderschöne Sätze sind von ihm überliefert. Ergebnis von Heraklits Selbsterforschung ist eine tiefe Vision der Welt als Einheit von Gegensätzen.

Widerstreit und Einheit

Sie drückt sich aus in dem berühmten Spruch vom Kampf: »Kampf ist der Vater von allem, der König von allem: die einen macht er zu Göttern, die andern zu Menschen, die einen zu Sklaven, die andern zu Freien.« Dass aus dem Welt- oder Schicksalsprinzip des Kampfes und Gegensatzes aller Dinge auch eine Ordnung, ein Kosmos entsteht, zeigt Heraklit in einem Vergleich, mit dem er sich wohl gegen die Pythagoreer wendet: »Sie begreifen nicht, daß es [das All-Eine], auseinanderstrebend, mit sich selbst übereinstimmt: widerstrebende Harmonie wie bei Bogen und Leier.« D. h. nur wenn die Enden eines Bogens, die Saiten einer Lyra gespannt sind – und auseinanderstreben –, kann der Bogen gebraucht bzw. die musikalische Harmonie erzeugt werden. Wir haben hier also eine ausgesprochen dynamische Weltsicht, die Gegensätzlichkeit *und* Einheit alles Geschehens zu fassen sucht. Dafür ist Heraklit berühmt, und daher zog er bis heute Philosophen, die ähnliche denkerische Absichten verfolgen, immer wieder an (allen voran Hegel: »Es ist kein Satz des Heraklit, den ich nicht in meine Logik aufgenommen habe«). Die Einsicht in die Bewegtheit, den ewigen Wechsel des Daseins wird auch in folgendem Bild ausgedrückt: »Denen, die in dieselben Flüsse steigen, strömen andere und andere Wasserfluten zu.« Bzw. in einem ähnlich lautenden Fragment: »In dieselben Flüsse steigen wir und steigen wir nicht, wir sind und wir sind nicht [dieselben?].« Als *pánta rhei* – »alles fließt« – wurde dieses Prinzip später auf eine Formel gebracht, die sich aber bei ihm selbst noch nicht findet. Ähnlich Xenophanes kritisiert auch Heraklit die anthropomorphe Gottesvorstellung und andere mythologische Auffassungen seiner Zeit. Ihnen stellt er, auch hier bahnbrechend, die Idee einer göttlichen Weltvernunft – den *lógos* – gegenüber, die hinter und in allem Geschehen ist. An anderen Stellen spricht er auch von einem göttlichen (Ur-)Feuer, das sich in alles verwandelt und doch mit allem identisch ist. Dem Pöbel, den »Vielen«, wie er sie nennt, bleibt das allerdings verborgen. Aber: »Unsichtbare Harmonie ist stärker als sichtbare.«

»alles fließt«



Antike Polis und Philosophie: Überblick über die klassischen Städte des östlichen Mittelmeerraums

Das unveränderliche Sein im Denken der Eleaten

Ex nihilo nihil – Aus Nichts wird Nichts, scheint ein sehr banaler Satz. Haben aber nicht alle Lehren von der Entstehung der Welt dieser Auffassung letztlich widersprochen? Und wenn heute die physikalische Theorie von einem »Urknall« spricht, ist es nicht dieselbe Ansicht, versteckt hinter einem rätselhaften Ereignis, das keiner versteht? Für Parmenides von Elea in Unteritalien (geb. um 540), scheint das Problem des Werdens und Vergehens im Mittelpunkt gestanden zu haben. Und seine Lösung ist so neu, so unerhört, dass er sie als göttliche Eingebung in Form eines feierlichen Lehrgedichts formuliert. Gleich am Beginn dieses Gedichts warnt ihn die Gottheit: »Laß dich nicht durch die vielerfahrene Gewohnheit auf diesen Weg [der Wahnvorstellungen] drängen, dein Auge, das ziellose, dein Gehör, das brausende, und deine Zunge zu gebrauchen; laß allein die Vernunft die Entscheidung fällen in der viel umstrittenen Frage, die ich dir vorlege.« [10]

»Gewohnheit« und »Vernunft« werden hier gegenübergestellt. Die Gewohnheit urteilt nach der Erfahrung der Sinne; die aber sind »ziellos« und »brausend« und bringen nichts als Wahnvorstellungen hervor. Wohin führt die Einsicht der Vernunft in der »viel umstrittenen Frage« nach dem Ursprung, dem Werden, dem

Logische Begründung des Seins

Sein? Die Vernunft argumentiert – und das ist ein wesentlicher Schritt des Parmenides – logisch. Und sei es gegen alle Erfahrung, die nur den Wechsel von Werden und Vergehen kennt. Aus Nichts kann Nichts werden – von diesem logischen Grundsatz her argumentiert Parmenides und lehrt: Also muss das Sein schon immer gewesen sein. Es muss auch immer Eines bzw. eine Einheit gewesen sein, denn sonst müßte wieder aus einem Vakuum Etwas oder ein Mehr hinzugekommen sein. Weiter noch: Der Gedanke des Nichts selbst ist undenkbar. Immer denken wir notwendig »Etwas«, ein Sein, und dieses Sein ist ebenso notwendig ungeworden, unteilbar, zeitlos, ewig: *Alles ist voll von Seiendem*. Um seine Vollkommenheit auszudrücken, fasst er es auch im Bild einer »wohlgerundeten Kugel, von der Mitte nach allen Seiten hin gleich.« Was Parmenides unter diesem »Sein« verstanden hat, ist für uns heute mit letzter Sicherheit nicht mehr auszumachen. Dieser Seinsbegriff stellt jedenfalls die genaue Gegenposition zu Heraklit dar. Und Parmenides ist vielleicht gerade deshalb so geheimnisvoll-interessant, weil hier wohl zum ersten Mal eine fundamentale europäische Grundeinstellung ausgesprochen wird. Denn darin, dass das Nichts uns unfassbar, undenkbar, unwirklich erscheint, liegt ein wesentlicher Unterschied zum östlichen Denken als einer Welterfahrung, die gerade vom Bewusstsein der Wirklichkeit des Nichts oder der Leere entscheidend geprägt ist [→ S. 577].

Indirekter Beweis

Folgenreich für die weitere Entwicklung der europäischen Philosophie wurde Parmenides vor allem, weil hier das Verhältnis von Erfahrung und Denken grundsätzlich problematisiert, also zur Diskussion gestellt wird. Wobei unter »Erfahrung« gleichermaßen die unmittelbare Wahrnehmung der Sinne als auch die »Meinung« (*dóxa*), d. h. hier der Bestand der überlieferten Volksreligion, zu verstehen ist. Von beiden musste seine Lehre als paradox empfunden werden, denn die alltägliche Erfahrung des Werdens, allgemein gesagt: der Bewegung im Raum, wird hier ja als trügerisch bezeichnet. Daher ist es nicht verwunderlich, dass diese Lehre heftig angegriffen wurde. Zenon und Melissos, die beiden bekanntesten Schüler von Parmenides, haben in diesen Auseinandersetzungen einen großen logischen Scharfsinn entwickelt, um die Lehre des Meisters zu verteidigen. Insbesondere Zenon hat das Verfahren des sog. indirekten Beweises zu höchster Kunst entwickelt. Er geht darin auf die Voraussetzungen des Gegners zunächst ein, um sie – konsequent weitergedacht – als logisch unmöglich zu erweisen und so – indirekt – die Richtigkeit der eigenen Position zu beweisen. Wenn z. B. mit Berufung auf die Erfahrung behauptet wird: »Es gibt einen Raum«, so lautet die uns überlieferte Gegenfrage Zenons: *Wenn der Raum etwas ist, worin wird er sein?* Man müsste einen weiteren Raum und dann wiederum einen Raum usw. annehmen. Ein unendlicher Raum aber war nach der damaligen griechischen Auffassung ein Widerspruch in sich. Also ist der Raum, wie unsere alltägliche Erfahrung ihn wahrnimmt, ein Schein. (?)

Empedokles und Anaxagoras

Geistiges Sehen in den Kolonien

Die philosophiegeschichtliche Forschung hat bei Empedokles und Anaxagoras den Versuch gesehen, zwischen den gegensätzlichen Positionen von Heraklit und Parmenides zu vermitteln. D. h., dass beide sowohl der Voraussetzung, dass es kein Nichts geben kann, als auch der unleugbaren Erfahrung des Werdens gerecht zu werden suchten durch eine Synthese beider Ansätze. Ob diese Deutung von den Texten her zu halten ist oder zu weit geht, bleibt umstritten – bei beiden

jedenfalls zeigt sich die Intensität der geistigen Auseinandersetzung in den griechischen Kolonien Unteritaliens in dieser Epoche des Umbruchs. Das Leben des Empedokles ist in vieler Hinsicht beispielhaft für ein Philosophenschicksal jener Zeit: geboren um 490 in Akras (dem heutigen Agrigento) in Sizilien, nahm er an den politischen Auseinandersetzungen zwischen aristokratischem und demokratischem Lager teil und wurde später als Parteigänger des Volkes verbannt. Er war – mit heutigen Begriffen – zugleich Philosoph, Dichter, Arzt, Naturforscher, Politiker, Redner und als Wundertäter früh Gegenstand der Legende. Ein echter Weiser also, der nach einigen Berichten (seiner Anhänger) direkt in den Himmel aufgefahren sei, nach anderen Berichten (seiner Gegner) sich in den Krater des Ätna gestürzt haben soll. Von Empedokles sind Fragmente zweier Schriften erhalten: *Über die Natur* und *Sühnungen*. Seine Naturspekulation war bis ins 18. Jahrhundert hinein durch die Lehre von den vier Elementen (Erde, Wasser, Feuer, Luft) von Gewicht, die er »Wurzeln aller Dinge« nannte. Durch Mischung und Trennung dieser Elemente und den Kampf von »Liebe« und »Haß« ist alles Dasein entstanden und geht in periodischen Zyklen wieder zugrunde. Auch hier findet sich also das Modell einer dynamischen Polarität zweier Grundkräfte als Basis der Ordnung des Kosmos. Wie dieses Naturbild mit dem Gedicht *Sühnungen* zusammenhängt, bleibt unklar, denn Letzteres steht mehr im Umfeld der Orphiker und Pythagoreer und kreist um das Thema der Läuterung der Seele und der Seelenwanderung.

Empedokles

Vier Elemente

Anaxagoras von Klazomenai in Kleinasien lebte etwa gleichzeitig mit Empedokles (um 500–428). Mit ihm beginnt für die Philosophiegeschichte der sog. Übergang der Philosophie nach Athen, denn er lebte dort etwa dreißig Jahre, in engem Umgang mit Perikles [→ S. 14].

*Anaxagoras – Schicksal
eines Aufklärers*

Wie das Beispiel des großen Tragödiendichters Euripides zeigt, hat Anaxagoras' kritisch-aufklärerische Einstellung das geistige Klima Athens nachhaltig beeinflusst. Zugleich zeigt sein Schicksal, dass dieses Klima noch sehr viel enger und traditionsgebundener war als in den Kolonien. Wegen seiner Behauptung, dass die Sonne nichts sei als eine glühende Gesteinsmasse, wurde Anaxagoras nämlich der Asebie, der Leugnung der Staatsgötter angeklagt und um 434 aus Athen verbannt. Ein Fragment aus der Schrift *Über die Natur* (fast allen Schriften der Weisen wurde später dieser Standardtitel beigelegt) zeigt einige Grundmotive seines Denkens: »Die Worte ›Entstehen‹ und ›Vergehen‹ gebrauchen die Griechen nicht richtig; denn kein Ding entsteht oder vergeht, sondern es setzt sich aus vorhandenen Dingen zusammen oder löst sich in solche auf. Richtigerweise sollte man also statt Entstehen ›Zusammensetzung‹ und statt Vergehen ›Auflösung‹ sagen.« [11] Im Gegensatz zu Empedokles und den ionischen Vorgängern nimmt Anaxagoras allerdings nicht eine bestimmte Zahl von Elementen an, sondern eine unendliche Vielfalt unendlich teilbarer Stoffe. *Alles in Allem* lautet daher ein Grundsatz. Bedeutsam wurde Anaxagoras auch durch seine Lehre vom Geist: »Die anderen Dinge haben an jedem [Stoff] Anteil; der Geist aber ist etwas Unendliches und Selbstherrliches, und er ist mit keinem Ding vermischt.« »Geist«, (*nous*) bedeutet so viel wie »Dennkraft«. Anaxagoras begreift ihn als Urheber des Kosmos, der »von jeglichem Dinge jegliche Erkenntnis besitzt.« Dieser *nous* ist aber nicht, wie es unsere jüdisch-christliche Tradition nahelegt, als Person, sondern unpersönlich, eher materiell gedacht. Mit Anaxagoras' Worten: »Der Geist ist das feinste und reinste von allen Dingen.«

Prinzip Geist/nous

Leukipp und Demokrit, Begründer der Lehre von den Atomen

Die sogenannte
»ältere Atomistik«

Die antike Atomistik kann als konsequentester der frühen Versuche gesehen werden, das Ganze des Kosmos mit nichtmythologischen Begriffen zu fassen. Von Leukipp, dem Begründer des Systems, wissen wir kaum mehr, als dass er in Abdera in Thrakien als Haupt einer Art Philosophenschule gelebt hat. Schriften von ihm sind nicht erhalten; höchstwahrscheinlich wurden sie schon früh mit den Texten seines großen Schülers Demokrit zusammengebracht. Dessen Leben (etwa 460–370) fällt schon in die Zeit der Sophistik, des Sokrates und des Platon. Die Lehre der bei den wird auch »ältere Atomistik« genannt in Unterscheidung von ihrer Weiterentwicklung bei Epikur und Lukrez [→ S. 56]. Die geistesgeschichtliche Bedeutung der Atomistik wurde in der Philosophiegeschichte lange Zeit unterbewertet. In Wirklichkeit war diese Lehre bis ins 18. Jahrhundert hinein immer wieder ein Bezugspunkt für kritische Denker, denn ihre Sicht der Welt ist ausgesprochen rational. Mit anderen Worten: für Philosophen, denen das unfassbare Walten eines geheimnisvollen Gottes problematisch war bzw. die die kirchliche Lehre ablehnten, stand die Atomistik als Modell einer in sich selbst begründeten Welt.

Konstruktion der Atome

Wie setzt sich diese Welt zusammen? Für Demokrit besteht die Welt aus zahllosen kleinsten, aber nicht weiter teilbaren Elementen, den Atomen (gr. *átomon* – das Unteilbare). Sie unterscheiden sich lediglich durch ihre Gestalt, ihre Lage und ihre Gruppierung. Sie werden auch das »Volle« genannt und gleichsam als feste Seinspartikel angesehen. Ihnen gegenüber existiert als zweites notwendiges Grundprinzip das Leere, das Vakuum, der leere Raum. Durch Druck und Stoß verbinden sie sich zu Körpern oder lösen sich wieder auf. So bilden sich, wie ein antiker Kommentator es zusammenfasst, »unzählige Welten in dem unendlichen Leeren aus zahllosen Atomen.« »Kein Ding entsteht planlos, sondern alles aus Sinn und Notwendigkeit.« Die Atomistik bietet die erste Formulierung eines durchgängig mechanischen bzw. kausalen Weltbildes, das ganz auf dem Gesetz von Ursache und Wirkung aufbaut. Das war in der Antike ein wichtiger Schritt. Dennoch kann man diese Lehre nicht, wie das gerne gesehen wurde, als »Fundament der modernen Physik« betrachten. Denn Demokrit mit seinem Begriff des Unteilbaren und die Atomtheorie der modernen experimentellen Naturwissenschaft haben nur das Wort »Atom« gemeinsam! Vor solcherart gutgemeinten, aber voreiligen Bezügen muss daher gewarnt werden. Sie können leicht dazu führen, den geschichtlichen Zusammenhang, in dem eine Theorie wurzelt, und damit ihren Gehalt, ihre wirkliche geschichtliche Bedeutung zu verzerren. Vielleicht liegt er bei der antiken Atomistik zumindest ebenso sehr auf der praktischen d. h. auf die Lebensführung ausgerichteten Seite dieser Lehre. *Der Mensch, ein Kosmos im Kleinen* (Mikrokosmos), lautet ein Fragment. Und wie die Ordnung des Kosmos durch das richtige Verhältnis seiner Teile sich herstellt, so auch in der Lebensführung: das »rechte Maß«, die »rechte Mitte« sind für Demokrit die Leitbegriffe. Und zwar »Mitte« als Balance zwischen dem Streben nach Lust und dem Vermeiden von Unlust, den beiden Grundverhaltensweisen des Menschen. Ein solcherart vernünftiger Mensch ist »weise«; vor Göttern und Dämonen braucht er sich nicht zu fürchten. »Weisheit, die sich nicht verblüffen lässt, ist von höchstem Wert.«

Bezug zum Sehen

Der Mensch als neues Problem: Sokrates und die Sophisten

Das Maß aller Dinge

Was Sophistik ist – wenn es trotz 200 Jahren gelehrter Forschung »wohl kaum einen Punkt [gibt], über den man sich bis heute einig geworden wäre« [1], darf man hier keine endgültige Definition erwarten. Das Wort hängt mit gr. *sophía*, Weisheit zusammen; *sophistés* wurden ursprünglich ganz allgemein »kundige Männer« genannt, die in einer Sache über besondere Erfahrungen und Kenntnisse verfügten. Die spätere Sophistik meint aber etwas Spezielleres. Man hat die im ersten Kapitel vorgestellten Weisen mit Aristoteles zusammenfassend als »Physiker« bezeichnet, als Naturphilosophen. Ihr Denken geht auf das Ganze des Kosmos einschließlich des Menschen und ist eine Weisheit, die oft noch im Ton eines Offenbarungswissens vorgetragen wird. Demgegenüber stellt die Sophistik einen neuen und ganz anderen Denktypus dar, ein gleichsam »städtisches« Wissen: an die intellektuelle Öffentlichkeit einer Stadt, eines Publikums gewandt; um Diskussion und Aufklärung bemüht; aus einer skeptischen, also zweifelndabwägenden Grundhaltung heraus. Daher hat man die Tendenz dieses Denkens ganz allgemein als »Hinwendung auf den Menschen« charakterisiert [2]. Ihrem Selbstverständnis nach waren die Sophisten Lehrer. Als eine Art Wanderlehrer in Sachen Weisheit traten sie in den Städten auf, sammelten die Jugend (der Reichen) um sich und gaben Unterricht gegen Bezahlung, um davon zu leben. Dies ist etwas absolut Neues – der Lehrberuf nimmt hier seinen geschichtlichen Anfang. Dieser Unterricht bezog sich auf die verschiedensten Gebiete. Sein eigentliches Ziel aber ist, wie es Platon einem Sophisten in den Mund legt, »Klugheit in seinen eigenen Angelegenheiten, wie er [der junge Mann] sein Hauswesen am besten verwalten, und dann auch in den Angelegenheiten des Staates, wie er am geschicktesten sein wird, diese sowohl zu führen als auch darüber zu reden.« Die Rhetorik als Technik des Redens und mithin der politischen Einflussnahme nimmt hier also – den neuen Erfordernissen des Stadtstaates entsprechend – einen großen Raum ein. Da aber ein geschickter Redner einen Gegenstand in sehr verschiedenem Licht erscheinen lassen kann und durch seine Geschicklichkeit vielleicht sogar sehr schnell fraglich wird, wie es sich denn mit »Richtig« und »Falsch«, »Gut« und »Böse« grundsätzlich verhält, sind die Sophisten bald in ein übles Licht geraten. Noch heute bedeutet das Wort so viel wie »Haarspalter« oder »Wortverdrehler«; man meint damit einen Menschen, der durch seine sprachliche und geistige Gewandtheit etwas Wahres falsch und etwas Falsches als wahr erscheinen lassen kann. Maßgeblich für diese Beurteilung wurde Platon, der die Sophistik als den Hauptgegner seiner eigenen philosophischen Position bekämpfte. Das hinderte aber nicht daran, dass auch Sokrates und Platon selbst als Sophisten bezeichnet worden sind! Nach Francis Bacon hat erst Hegel, mehr als zweitausend Jahre später, dieses negative Urteil korrigiert und die Sophistik als Hervorbringung und Verbreitung einer spezifisch neuen Bildung in Griechenland eingehend gewürdigt. Dass ein negatives Urteil die Festigkeit und Zähigkeit eines Vorurteils annehmen konnte, hängt in diesem Falle ganz stark von der Quellenlage ab. Sie ist fast noch trostloser als bei den ersten Philosophen. Umso unbefragter wurde das Bild akzeptiert, das Platon von den Sophisten vermittelt. In seinen

Neue Denkhaltung

*Vorurteile gegenüber
den Sophisten*

Vormachtstellung Athens

Dialogen treten sie häufig als Gegenspieler von Sokrates auf. Aber einmal ist nicht mit Sicherheit zu entscheiden, was von dem Gesagten wirklich auf sophistisches Denken zurückgeht oder nicht, und zum anderen erscheinen sie gegenüber ihrem Gesprächspartner Sokrates stets in einer von Platons Dialogregie sehr geschickt arrangierten, unterlegenen Rolle [→ S. 27].

Die Sophistik ist ein neuer Bildungstypus, der viele altüberlieferte Anschauungen und Werte infrage stellt, relativiert. Um sie zu verstehen, muss hier kurz die Entwicklung Athens berührt werden. Athen wird nach den Perserkriegen (500–479) zur führenden wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Macht im großgriechischen Raum. Nach der vollständigen Zerstörung Milets durch die Perser (494) verlagert sich der wirtschaftliche Schwerpunkt von Ionien vor allem nach Athen und Städten wie Korinth und Ägina [3]; ablesbar ist dies etwa an der schnellen Durchsetzung der athenischen Eulenmünzen als allgemein anerkannter Währung im griechischen Handelsraum. Durch seine Führung im delisch-attischen Seebund (gegründet 477) und dessen Umwandlung in ein »Attisches Reich« (448) wird Athen zur Vormacht, die über einen großen Reichtum verfügt, aber auch alle Kräfte anspannen muss, um ihrer Rolle gerecht zu werden. Die Einführung der Demokratie durch die »Reform« des Kleisthenes in den Jahren 509 bis 507 stellt eine revolutionäre Veränderung dar, da sie den Einzelnen aus der Bindung an Stamm und Geschlecht löst und die politische Ordnung der Polis jetzt auf einem rational ausgeklügelten System der Gleichheit beruht. Mit der alten Stammesordnung hat dieses System nur noch den Namen gemeinsam. Und mit der Zulassung der dritten Klasse zum Archontat, dem höchsten Staatsamt (458), wird die Demokratie in Athen insofern vollendet, als sich erstmals in der Geschichte jeder, der das volle Bürgerrecht besitzt, an der Führung der Staatsgeschäfte beteiligen kann.

Der Zeitraum nach den Perserkriegen bis in den Peloponnesischen Krieg hinein (431–404) wird im Allgemeinen als Blüte Athens bezeichnet, vor allem die Zeit unter der Führung des Perikles (443–429), dem sog. Perikleischen Zeitalter. Und in der Tat finden wir hier ein neues gemeinschaftliches und persönliches Bewusstsein; neue Fähigkeiten und Kräfte, die sich auf alle Gebiete erstrecken: etwa die schöpferische Bautätigkeit in Athen; die Plastiken eines Phidias; die Tragödien des Aischylos, Sophokles und Euripides; die attische Komödie; die Geschichtsschreibung des Thukydides; der rationalere Zugang zum Menschen in der griechischen Medizin bei Hippokrates. Diese Blüte erwächst aber – und das wird gerne vergessen über der Pracht – auf der Grundlage einer labilen, in ständiger Veränderung begriffenen, durch Besitz- und Rechtsverhältnisse in Klassen gespaltenen Gesellschaft. Ein englischer Historiker drückte das einmal folgendermaßen aus: »Der Zivilisation gehört alle Größe und Schönheit an, die dem Menschen bekannt war; aber auch der Riß im Herzen der menschlichen Gesellschaft.« [4] In Athen, der fortgeschrittensten Polis der alten Welt, sind diese Widersprüche für die Zeitgenossen am deutlichsten spürbar gewesen, zu Bewusstsein gekommen und zum Ausdruck gebracht worden. Die Blüte der Philosophie in Athen gehört, wie alle kulturellen Leistungen, in diesen Zusammenhang: als Ausdruck eines geschichtlich Neuen und als Versuch, die Probleme, die dieses Neue mit sich bringt, zu bewältigen. Da die Sophisten als einzelne Lehrer verschiedener Wissenschaften aufgetreten sind, kann man auch nicht von einer Schule im Sinne einer einheitlichen Lehrmeinung sprechen. Neben den erwähnten Problemen des Quellenmaterials ist es auch von dieser Seite her schwierig, sie zusammenfassend zu charakterisieren. Daher werden im Folgenden nur die Bekanntesten vorgestellt.



Statue des Apollon – ein Werk des Griechen Phidias, der während der Herrschaft des mit ihm befreundeten Perikles die hellenistische Klassik entscheidend prägte. Die Plastik ist um 450 v. Chr. entstanden.

»Protagoras hat zuerst behauptet, es gäbe von jeder Sache zwei Standpunkte, die einander gegenüberständen. Aufgrund dieser richtete er auch Fragen [an seine Hörer], ein Verfahren, das er zuerst aufgebracht hat.« So berichtet Diogenes Laërtios. Protagoras von Abdera (etwa 490–420) gilt als der bedeutendste Sophist. Er führte etwa vierzig Jahre lang ein Wanderleben durch Griechenland, Unteritalien und Sizilien. Dabei hielt er sich häufig in Athen auf und stand dem Perikles nahe; so entwarf er z. B. in dessen Auftrag eine Verfassung für die neugegründete athenische Kolonie Thurioi in Unteritalien. Protagoras nannte sich als erster einen Sophisten, er bezog auch Honorar für seinen Unterricht. *Der Mensch ist das Maß aller Dinge* – wie ein Brennglas erfasst dieser Satz die neue geistige Situation der Zeit. Vollständig lautet er: »Der Mensch ist das Maß aller Dinge, dessen, was ist, dass/wie es ist, dessen, was nicht ist, dass/wie es nicht ist.« Für diesen Ausspruch – man nennt ihn auch den *homo-mensura-Satz* – ist Protagoras bekannt und berühmt. Wie er ihn genau verstanden hat, ist wegen der beiden unterschiedlichen Übersetzungsmöglichkeiten umstritten; neuerdings meint man auch, dass Protagoras keine der beiden Bedeutungen ausgeschlossen hätte und dass man übersetzen müsste mit »dass/wie es *wirklich* ist.« [5] Jedenfalls kommt hier ein grundlegender philosophischer Relativismus zum Ausdruck, sowohl für den Bereich des menschlichen Erkennens als auch des Handelns. D. h., die Wahrheit von Erkenntnis bzw. die Gültigkeit der Normen des Handelns wird hier immer bezogen auf den, der wahrnimmt bzw. eine Entscheidung treffen muss. Und dieselbe Sache, dasselbe Problem kann von verschiedenen Menschen jeweils sehr verschieden beurteilt werden. Es gibt keine Instanz – etwa einen allwissenden Gott –, die letztlich darüber entscheiden könnte, ob das, was wir für wahr oder richtig halten, auch »wirklich« wahr oder richtig ist. *Der Mensch ist das Maß aller Dinge*. Ausgangspunkt eines solchen Relativismus ist wohl die Erfahrung, dass in den Ländern und Städten der griechischen und »barbarischen« Welt die unterschiedlichsten Sitten und Gebräuche herrschen. Für die jeweils danach Lebenden mögen sie absolut gültig sein. Sie widersprechen sich aber ebenso absolut, wenn man sie als Reisender, d. h. Außenstehender vergleicht. Dieser damals noch viel konkreter als heute erfahrbare Widerspruch dürfte für die denkerische Anstrengung der Sophistik bestimmend gewesen sein. Die Verschiedenheit der Sitten war natürlich längst bekannt. Protagoras scheint sie als erster gedanklich scharf gefasst und verallgemeinert zu haben: »Von jeder Sache gibt es zwei einander widersprechende Auffassungen.« Aus einer anderen Schrift von Protagoras, *Über die Götter*, ist ein Fragment überliefert, das diesem Relativismus entspricht: »Über die Götter vermag ich nichts zu wissen, weder dass sie sind, noch dass sie nicht sind, noch wie sie an Gestalt sind. Denn vieles gibt es, was mich daran hindert, die Nichtwahrnehmbarkeit und die Kürze des Lebens.« Ob Protagoras wegen dieser Schrift noch in hohem Alter angeklagt und verbannt worden ist, wie es schon Anaxagoras geschehen war, bleibt ungewiss. Der Sache nach steht eine solche Aussage im Konflikt mit dem attischen Recht, das ein Infragestellen der Stadtgötter nicht erlaubt.

Gorgias von Leontinoi in Sizilien kam 427 nach Athen. Er ist der berühmteste Redner unter den Sophisten und hat seine Zeitgenossen durch seine rhetorische Begabung beeindruckt. In dem nach ihm benannten Dialog *Gorgias* lässt Platon ihn auf die Frage nach dem höchsten Gut folgendermaßen antworten: »Wenn man durch Worte zu überreden imstande ist, sowohl an der Gerichtsstätte die Richter, als in der Ratsversammlung die Ratsmänner und in der Gemeinde die Gemeindeglieder, und so in jeder andern Versammlung, die eine Staatsversamm-

Protagoras von Abdera

*Philosophischer
Relativismus*

Der Redner Gorgias

lung ist. Denn hast du dies in deiner Gewalt, so wird der Arzt dein Knecht sein, der Turnmeister dein Knecht sein, und von diesem Erwerbsmann wird sich zeigen, dass er andern erwirbt und nicht sich selbst, sondern dir, der du verstehst zu sprechen und die Menschen zu überreden.« [6] Ob man den Gorgias wegen dieser – fiktiven – Äußerungen und seines großen Reichtums als einen Mann kennzeichnen darf, dem »weder irgendeine ernsthafte Überzeugung noch irgendwelche Sachkenntnis [...] noch Charakter eigen ist« [7], sei hier dahingestellt – er hat jedenfalls einen großen Einfluss auf die Redekunst seiner Zeit ausgeübt. Neben zwei erhaltenen Musterreden ist uns der Inhalt seiner Schrift *Über das Nichtseiende (oder über die Natur)* auszugsweise bekannt. In dieser Schrift unterzieht Gorgias den Seinsbegriff der Eleaten einer scharfen Kritik. Parmenides hatte ja behauptet, dass es ein »Nichts« nicht geben kann, dass/weil es für uns schlechthin nicht denkbar ist. Die drei Hauptthesen von Gorgias lauten dagegen:

- Nichts existiert;
- selbst wenn etwas existiert, so ist es doch unerkennbar;
- selbst wenn es erkennbar ist, so ist es doch nicht mitteilbar.

Über das Nichtseiende wurde oft als rein rhetorisches Kunststück ohne philosophischen Gehalt aufgefasst. Gorgias will aber wohl damit zeigen, dass der Mensch zwar Worte benutzt, mit seinen Worten aber an die Dinge selbst nicht herantreibt. Er bleibt gleichsam im Netz der Worte oder Meinungen (*dóxaí*). Dieses – übrigens die Philosophie der Gegenwart prägende – Thema der Sprache, die verschärfte Aufmerksamkeit auf die Sprache als Problem ist eine bedeutende Leistung der Sophistik.

Kritik der Religion

Das gleichsam urwüchsige Bild der Götterwelt in der Volksreligion und bei Homer – ein Zeus, der Seitensprünge macht; Götter, die sich bekämpfen; das Willkürliche ihres Charakters und Handelns überhaupt – stieß schon früh auf Widerspruch, wie bei Xenophanes und Heraklit zu sehen ist. Man muss sich die Rolle der Religion im damaligen Leben vom Alltag bis in die Rechtsprechung hinein vergegenwärtigen, um die Bedeutung solch eines Widerspruchs heute zu ermessen: Es ist Ausdruck der aufklärerischen Grundhaltung der Sophistik, dass sie ihn verschärft und differenziert, also von unterschiedlichen Gesichtspunkten her vorgetragen hat. In moderner Ausdrucksweise kann man diese Gesichtspunkte umschreiben als das sog. moralische, psychologische und ideologiekritische Argument:

Drei Argumente der aufklärerischen Religionskritik

- Das moralische Argument bezieht sich auf die Vorstellung der göttlichen Gerechtigkeit angesichts der wirklichen Ungerechtigkeit in der Welt. So soll der sonst nicht näher bekannte Sophist Diagoras, der in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts gelebt haben muss, in dem Augenblick Atheist geworden sein, als einer seiner Gegner vor Gericht einen Meineid schwor und ungestraft davonkam [8]. Wie »logisch« auch die Beziehung zwischen einer göttlichen Gerechtigkeit und dem moralischen Zustand der Welt gesehen werden mag – das moralische Argument ist in der Folge ein Grundproblem der Theologie und Philosophie geblieben; es ist sicher ein Grundproblem jedes Gläubigen überhaupt.

Moral

Psychologie

- Das psychologische Argument erforscht die Gefühlsbasis von Religion. D. h., Religion wird hier betrachtet und kritisiert als (falscher) Ausdruck von bestimmten Gefühlen des Glaubenden. Prodikos von der Insel Keos (geb. um 470/460) sah dieses Grundgefühl in der menschlichen Dankbarkeit. Nach seiner Ansicht haben die Menschen in der Urzeit alles, was in ihrem Leben von Nutzen war, zu Göttern gemacht und verehrt (die Ägypter z. B. den Nil; die

Griechen den Wein als Dionysos). Demokrit hingegen fand in der Furcht die psychologische Triebkraft des Götterglaubens und wollte den Menschen diese Furcht nehmen. Bei allen Versuchen, Religion zu verstehen und/oder zu kritisieren, ist diese psychologische Seite ein wichtiger Bestandteil der philosophischen bzw. psychologischen Diskussion.

- Ideologiekritik fragt nach dem Zusammenhang von Vorstellungen, Meinungen, Ideen der Menschen mit ihrem Leben, genauer: nach der Funktion dieser Ideen in einer Gesellschaft, die sich auf der Grundlage von Herrschaftsbeziehungen aufbaut. Der Athener Kritias, ein Onkel von Platon, formulierte diesen Gesichtspunkt ganz scharf. Für ihn ist Religion eine Erfindung der Herrschenden: »Es gab einmal eine Zeit, da war das Leben der Menschen jeder Ordnung bar, ähnlich dem der Raubtiere, und es herrschte die rohe Gewalt. Damals wurden die Guten nicht belohnt und die Bösen nicht bestraft. Und da scheinen mir die Menschen sich Gesetze als Zuchtmeister gegeben zu haben, auf dass das Recht in gleicher Weise über alle herrsche und den Frevel niederhalte. Wenn jemand ein Verbrechen beging, so wurde er nun gestraft. Als so die Gesetze verhinderten, dass man offen Gewalttat verübte, und daher nur insgeheim gefrevelt wurde, da scheint mir zuerst ein schlauer und kluger Kopf die Furcht vor den Göttern für die Menschen erfunden zu haben, damit die Übeltäter sich fürchteten, auch wenn sie insgeheim etwas Böses taten oder sagten oder dächten.« [9]

Ideologie

In der heutigen ideologiekritischen Betrachtungsweise ist man vom Gedanken einer bewussten, absichtlichen Erfindung von Religion abgekommen. Dennoch ist der Ansatz von Kritias von der Fragestellung her aktuell geblieben und z. B. in die Religionskritik von Karl Marx und Friedrich Nietzsche eingegangen.

Die Infragestellung, Relativierung menschlicher Verhaltensweisen, die sich wie ein roter Faden durch die Sophistik zieht, musste natürlich auch das Gebiet des Rechts einbeziehen. Nach dem Volksglauben ist das Recht (gr. *dike*) den Menschen von den Göttern geschenkt worden; Dike, die Göttin des Rechts, ist das gestaltgewordene Symbol dieses Glaubens. In dem obigen Text des Kritias drückt sich hingegen eine andere, neue, bei den Sophisten rasch verbreitete Theorie über die Entstehung der Kultur aus. Danach ist das Recht eine höhere und notwendige Stufe der Zivilisation. Aber es entspringt (nur) menschlicher Übereinkunft, menschlichen Verträgen; es ist Menschenwerk, Satzung (*nómos*). Von dieser Auffassung her ist der Inhalt des geltenden Rechts keineswegs mehr unbefragt verbindlich, zumal die Sophistik dem *nómos* die *phýsis*, die Natur entgegen stellte. Das wird deutlich in den Fragmenten der Schrift *Von der Wahrheit*, die von einem nicht näher bekannten Antiphon stammt: »Die Gerechtigkeit besteht darin, dass man Gesetz und Brauch in dem Staat, in dem man Bürger ist, nicht übertritt. Am vorteilhaftesten wird sich dabei der einzelne Mensch zur Gerechtigkeit stellen, wenn er in Anwesenheit von Zeugen Gesetz und Brauch hochhält, ohne solche dagegen die Gesetze der Natur. Denn die Forderungen von Gesetz und Brauch sind willkürlich auferlegt; die Gebote der Natur dagegen beruhen auf Notwendigkeit. Denn die Forderungen von Gesetz und Brauch sind vereinbart, nicht natürlich geworden, die Gebote der Natur sind natürlich geworden, nicht vereinbart.« [10]

*Probleme des Rechts:
Natur oder Übereinkunft?*

Das natürliche Recht steht für Antiphon eindeutig höher als das geltende. Ja, man muss in dem Wort Natur, in der Gegenüberstellung selbst geradezu eine Kampfansage sehen an die Gesellschaftsordnung, an das uralte überkommene

Recht des Stärkeren

»Recht der Väter«, wie es von der aristokratischen Partei natürlich erbittert verteidigt worden ist. Dem entspricht der Bedeutungs- bzw. Wertwandel, den das Wort »Nomos« in Griechenland innerhalb eines recht kurzen Zeitraums durchgemacht hat. Ursprünglich bezeichnete er »die verpflichtende, heilige Ordnung [...], dann die geltende, aber sich wandelnde Sitte, schließlich das unverbindliche Brauchtum und zuletzt die willkürliche Satzung und Meinung als Gegenbegriff zur ›Wahrheit‹ (die hier mit ›Natur‹ gleichgesetzt wird).« [11] Dieser rasche Bedeutungswandel steht in Bezug zu dem erwähnten Herauslösen des Menschen aus überlieferten Stammes- und Geschlechterbindungen in der Polis, zugespitzt durch die Auseinandersetzungen zwischen aristokratischer und demokratischer Partei. Ihm entspricht ebenso der Versuch der Philosophie, diesen geschichtlichen Veränderungen gemäß neue Wert- und Wahrheitsbestimmungen zu finden wie hier mit der Idee des Naturrechts. Worin denn eigentlich das Naturrecht besteht, wird in Antiphonss Text nicht näher entwickelt (wobei beachtet werden muss, dass wir ja nur Fragmente besitzen). In bestimmten Kreisen der Sophistik wurde es offenbar als *Recht des Stärkeren* verstanden. Das besagt, dass das geltende Recht und Gesetz nur eine Fessel ist für die »Starken«, die die Schwachen bzw. die ein Gesetzgeber im Namen der Schwachen ihnen auferlegt hat. In diesem Sinne äußert sich ein Sophist in Platons *Gorgias*: »Die Natur selbst aber, denke ich, beweist dagegen, dass es gerecht ist, dass der Edlere mehr habe als der Schlechtere [...], dass der Bessere über den Schlechteren herrsche.« Die wichtige Einsicht der Sophistik in die Relativität menschlicher Normen und die Problematik ihrer Begründung wird hier in einer handlichen Weise umgebogen, und Herrschaft wird mit Berufung auf eine angebliche »Natur« gerechtfertigt. In mancherlei Schattierung hat sich das Recht des Stärkeren als Legitimations-, d.h. Rechtfertigungsmuster durch die Geschichte gezogen und war auch Grundlage der nationalsozialistischen Rassentheorie.

Sophistische Sozialkritik und Utopie

Wie eingangs erwähnt, wurde die Sophistik in der Geschichte der Philosophie meist negativ gesehen: Allmacht allein des rednerischen Wortes, Relativierung der menschlichen Erkenntnis, Relativierung aller Normen überhaupt. Es darf jedoch nicht vergessen werden, dass die Infragestellung und Kritik des Hergekommenen häufig der Suche nach einem Besseren entspringt. Besonders deutlich wird das im utopischen Denken. Utopie heißt wörtlich »Nirgendland« (*ou-tópos*) und ist der Entwurf eines besseren Lebens, in zeitlicher und/oder räumlicher Entfernung zum gegenwärtigen. Utopisches Denken gab es zwar schon lange, z. B. im Bild vom Paradies oder im Mythos vom Goldenen Zeitalter. Im Umkreis der Sophistik aber findet nun erstmals in der Geschichte eine konkrete Auseinandersetzung mit der Frage nach der richtigen Gesellschaft statt. So kritisiert Antiphon in der genannten Schrift sowohl die innergesellschaftlichen Standesunterschiede als auch die geläufige Verachtung der Barbaren in Griechenland. Er sieht darin dieselbe Grundhaltung: »Die von vornehmen Vätern abstammen, achten und ehren wir, die dagegen aus nicht vornehmen Hause abstammen, achten und ehren wir nicht. In dieser Scheidung behandeln wir uns gegenseitig wie Barbaren. Denn von Natur sind wir alle in allen Beziehungen, Hellenen und Barbaren, gleich erschaffen. [...] Kein Barbar und keine Hellene ist von uns geschieden. Atmen wir doch alle durch Mund und Nase die Luft aus und essen wir doch alle mit den Händen.« [12] Mit derselben Berufung auf die Natur wendet sich Alkidamas, ein Schüler des Gorgias, gegen die Sklaverei: »Gott hat alle Menschen freigelassen; die Natur hat niemanden zum Sklaven gemacht.« Phaleas von Chalcedon wird von Aristoteles als der erste Denker genannt, der die Gleichheit des

Besitzes und der Erziehung zur Grundlage eines stabilen Gemeinwesens erheben wollte. Das erste »Bild des besten Staates« als Utopie einer ganzen Gesellschaft wurde von dem berühmten Architekten Hippodamus von Milet entworfen, einem Zeitgenossen des Perikles. Sein Idealstaat, der zehntausend Menschen umfasst, gliedert sich in die drei Stände der Handarbeiter, Bauern und Krieger. Platon hat diesen Gedanken einer harmonischen Dreigliedrigkeit aufgenommen und auf seine Weise weitergeführt [→ S. 34, 35]. Es ist nicht uninteressant, dass Hippodamos, der als erster eine ideale Gesellschaft gedanklich konstruierte, auch als erster Architekt eine Stadt nach einem streng geometrischen Muster anlegen ließ.

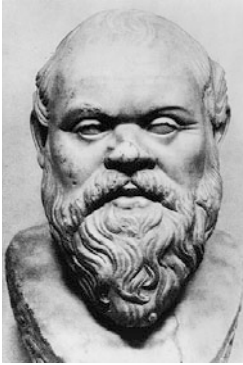
Sokrates, die »welthistorische Person«

In Platons Dialog *Menon* unterhalten sich Sokrates und Menon über die Tugend. Menon glaubt zunächst genau zu wissen, was die Tugend ist. Nach einer Weile ist er aber durch die Fragen seines Gesprächspartners so stark verunsichert, dass er plötzlich einhält und ausruft: »O Sokrates, ich habe schon gehört, ehe ich noch mit dir zusammengekommen bin, daß du allemal nichts als selbst in Verwirrung bist und auch andere in Verwirrung bringst. Auch jetzt kommt mir vor, daß du mich bezauberst und mir etwas antust und mich offenbar besprichst, dass ich voll Verwirrung geworden bin, und du dünkst mich vollkommen, wenn ich auch etwas scherzen darf, in der Gestalt und auch sonst, jenem breiten Seefisch, dem Zitterrochen, zu gleichen. Denn auch dieser macht jeden, der ihm nahekommt und ihn berührt, erstarren. Und so, dünkt mich, hast du auch mir jetzt etwas Ähnliches angetan, daß ich erstarre. Denn in der Tat, an Seele und Leib bin ich erstarrt und weiß dir nichts zu antworten; wiewohl ich schon tausendmal über die Tugend gar vielerlei Reden gehalten habe vor vielen, und sehr gut, wie mich dünkt. Jetzt aber weiß ich nicht einmal, was sie überhaupt ist, zu sagen. Daher dünkt es mich weislich gehandelt, daß du von hier nicht fortreist, weder zur See noch sonst. Denn wenn du anderwärts dergleichen als Fremder tätest: so würde man dich vielleicht als einen Zauberer abführen.« [13]

*Wirkung auf die
Zeitgenossen*

Im Bild des Zitterrochens und Zauberers bringt Menon hier plastisch die zugleich faszinierende und befremdende Wirkung des Sokrates auf seine Zeitgenossen zum Ausdruck. Nicht nur auf seine Zeitgenossen – bis heute sind seine Person und seine Philosophie Gegenstand der vielfältigsten Deutungsversuche geblieben. Sokrates, von dem es schon damals hieß, dass er »der wunderlichste aller Menschen wäre und alle in Verwirrung brächte« [14], kann nicht restlos »entwirrt« werden. Zu Recht hat man daher gesagt: »Sokrates verstehen, heißt gerade, ihn in seiner Unergründlichkeit zu verstehen« [15]. Mitverursacht werden diese Verständnisschwierigkeiten durch die Quellenlage. Von Sokrates haben wir nichts Schriftliches überliefert; vielleicht hat er selbst nie etwas geschrieben. Wir wissen von ihm hauptsächlich durch die Dialoge seines Schülers Platon, durch den Bericht des Xenophon, ebenfalls dem Schülerkreis angehörig, durch einige Stellen bei Aristoteles sowie eine Komödie von Aristophanes mit dem Titel *Die Wolken*. Sie wurde im Jahre 423 aufgeführt und stellt eine ätzende Verulkung des neuen »Modedenkers« Sokrates dar. Platon ist als wichtigste Quelle anzusehen. Da in seinen Dialogen aber eigenes Gedankengut und das Denken des Sokrates ständig ineinanderfließen, konnte es zu zwei ganz gegensätzlichen Ansichten über seine Sokratesdarstellung kommen. Die eine begreift die Dialoge, vereinfacht gesagt, als historischen Bericht, die andere versteht die Figur des Sokrates

Schwierige Quellenlage



Sokrates in der Schlussrede der Apologie an seine Richter: »Jetzt aber ist es Zeit, daß wir von hinnen gehen: ich um zu sterben; Ihr um zu leben. Aber wer von uns dem besseren Los entgegengeht, das weiß keiner außer dem Gott.«

Ethische Fragestellung

lediglich als Sprachrohr Sokrates in der Schlussrede der Apologie an seine Richter: »Jetzt aber ist es Zeit, daß wir von hinnen gehen: ich um zu sterben; Ihr um zu leben. Aber wer von uns dem besseren Los entgegengeht, das weiß keiner außer dem Gott.« Platons. Beide Forschungsthesen können aber nur eingeschränkte Gültigkeit beanspruchen, und die Aufgabe, »Sokrates« von »Platon« zu unterscheiden, bleibt damit als Problem bestehen. Dabei müssen die Interpreten sich allerdings in schwierigen Fragen »wesentlich von ihrem Gefühl leiten [...] lassen« [16].

In wohl geschichtlicher Einzigartigkeit verkörpert Sokrates eine Einheit von »Philosophie« und »Leben«. Sein äußerer Lebensgang ist schnell berichtet. Er wurde um 470 als Sohn eines Bildhauers und einer Hebamme geboren und arbeitete wohl selbst zunächst als Bildhauer. Er war mit Xanthippe verheiratet und hatte drei Kinder. Offenbar hat er bald Beruf und Familie vernachlässigt, um der Tätigkeit nachzugehen, zu der er sich berufen fühlte: dem Gespräch mit seinen Mitbürgern. Hierbei wendete er sich an Angehörige aller Berufe, vom Handwerker bis zum aristokratischen Politiker. Er pflegte sie in ein Gespräch – etwa über ihre gegenwärtige Tätigkeit – zu verwickeln, das dann allmählich philosophische Fragen berührte – Philosophie ereignete sich hier also noch ganz unmittelbar, auf dem Marktplatz. Im Peloponnesischen Krieg zwischen Sparta und Athen (431–404) nahm er an drei Feldzügen teil. An öffentlichen Ämtern lag ihm nichts; als Mitglied des Rates, in den er gewählt wurde, zeichnete er sich durch mutiges Auftreten aus. Im Jahre 399 wurde er wegen Atheismus und Verführung der Jugend angeklagt und für schuldig befunden. Da er das Urteil nicht annahm (der Schuldige durfte/musste in Athen das Strafmaß selbst bestimmen, wodurch er seine Schuld anerkannte), wurde er zum Tode durch den Giftbecher verurteilt. Seine Verteidigungsrede und sein letzter Lebenstag sind in Platons Apologie und im *Phaidon* dargestellt.

Sokrates bezeichnete einmal seine Weisheit als »menschliche Weisheit«, d. h. sein Interesse ist wesentlich auf das Praktische, das »richtige Leben« ausgerichtet. Man kann diesen Problemkreis auch »ethische Fragen« nennen, wobei hier »Ethik« aber nicht als philosophische Fachdisziplin – das wird sie erst später –, sondern als lebendiges Philosophieren über den Menschen verstanden werden muss. Damit steht Sokrates (der im Übrigen die Schriften der »Naturphilosophen« ausführlich studiert haben soll) in engem Zusammenhang mit seinen philosophischen Zeitgenossen, den Sophisten. Er belässt es aber nicht bei der Einsicht in die Relativität, dem Nebeneinander verschiedener Ansichten, die es z. B. über »gutes Handeln« gibt. Sein Fragen geht weiter nach dem Begriff des Guten oder, wie es auch genannt wird, nach dem Wesen des Guten, dem Begriff von »Tapferkeit«, dem Wesen der »Tugend« in ihren verschiedenen konkreten Äußerungsformen. Indem Sokrates z. B. fragt: »was ist das Fromme?« – die sog. »Was-ist-Frage« –, indem er »jenen Begriff selbst [sucht], durch welchen alles Fromme fromm ist«, hat er eine geschichtlich neue Abstraktionsebene des Denkens erreicht. Aristoteles sieht daher in dem Versuch, »allgemeine Definitionen aufzustellen«, seine wesentliche Leistung: »Zweierlei nämlich ist es, was man Sokrates mit Recht zuschreiben dürfte: die Begründungen durch Heranführung und das allgemeine Definieren; dies beides nämlich betrifft das Prinzip der Wissenschaft.« [17]

Begriffliche Abstraktion

Um diese Leistung zu verstehen, muss mitbedacht werden, dass in unserer heutigen Kultur die Frage nach dem Begriff, der Definition einer Sache zur geistigen Gewohnheit geworden ist. So gehört z. B. die Fähigkeit, den Begriff *der* Zelle, *der* Lyrik oder *des* Nachtschattengewächses zu finden, zu den wichtigsten Abs-

Definition der Tugend als Beispiel